

Der Schweizer und der Reichsdeutsche

Autor(en): **Volmar, F.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 1

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633499>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sind. Denn die Jetztzeit mit ihren hohen Anforderungen an jeden einzelnen Menschen frägt bekanntlich mehr nach dem Un- und Hinzugelerten als nach dem Ueberlieferten und Uebertragenen, und darum tritt das alte Kulturvolk auch immer mehr in den Hintergrund gegenüber dem Zustrom an Neuem aus dem großen Kulturreservoir der Niederungen und der Großstädte. Die Dialekte schleifen sich ab, die Erinnerungen an das große sachliche Erleben, das in der urtümlichen Volkssprache aufbewahrt ist, geht im Laufe der Jahre verloren. Werke, wie Dr. Friedlis „Bändütsch“ vermögen in diesem Prozeß nur retardierend zu wirken. Und doch bedeuten sie einen Kraftzuschuß sondergleichen für unser Volkstum im Kampfe gegen den verflachenden und verwässernden Einfluß der Halbkultur, die das wogende Meer des Zeitgeschehens als Spritzer in unsere Täler hinausschickt. Friedlis Werk ist ein Jungbrunnen für uns, aus dem wir gerne und mit Gewinn für unser innerstes Erleben schöpfen und das wir dereinst mit freudiger Genugtuung unseren Kindern übermachen werden mit der ernstlichen Mahnung, in gleicher Weise daraus Kraft und Erneuerung zum kraftbewußten Volkstum zu schöpfen. H. B.

■ Aus dem Kapitel: „Volksglauben.“ ■

Es Schälmezwärgli.

Emene Chüeier uf Stalbe ist emal d's ganz Summermulche mikraate. Er hät dehtwäge d's Zwärgli, wa n under der Loggelisflueh ist dabeime g'si, g'fragt, ob ääs 'mu rit chönnti us s'im Ung'fäll hälffe. Bhüet is wohl! macht d's Zwärgli, u git mu es roots Salb für darmit d'Cheeseni am Morge vor Sunenufgang iz'ribe. Aber der Chüeier ist doch e-m B'iz miktrüwa g'si u hät emel z'eerst numen ganz es chelis Lumeli g'salbet. Chum ist er färtig, so flügt das Cheesli zur Tüür us un ist gäge d'Toggelisflueh hit verschwunde. Du hät er tiffig de Kääste Salbi an di große Steina g'striche, wa z'ringsetum um d's Steefeli si g'läge. Druf hein die sich och ang'fange weigge, sin gäre d'Toggelisflueh uehi 'troolet u hein das Schälmezwärgli z'Tod g'schlage.

Midle zieh.

Es arms Schuesterli us der Bissen ist i d'Pauene zu n ere Familie uf d'Stör. Da hät's g'feeh, daß d'Husmueter all Tag im Stooßaachtüßli anset, u si hein doch ekeis Beeh g'habt. Daas ist däm Schuesterli verdächtigs vorchoo. Wa d'Frau en Augemblick usi geit, gugget 's dän Chübel hinder em Ofen aan, dreeijt 'ne n e chlei uf d'Site u g'feeh, daß e Zädel d'runder ligt. Uf däm hät's g'heije:

Us ietwäderem Hus es Löffeli volls.

Das git mier ooch es Chübeli volls.

Der Schuester hät das Bapirli g'schwind i Sack g'fückt un ist wider uf sis Stüehli g'fasse. Nach eme Schwidli märrt er, daß mu d'Midle n us dem Hofesack rümt. D's Schuehmacherli ist verlages worde u hät g'leit, äs sigi mu schlächt, es müehi heim. Wa 's dabeimen ist g'si, nimmt's es Chässeli i d'Stube u leit das Zädeli d'runder. Der Chässelibodem ist uf der Ställ nideliga worde, un es hät geng g'meehret u g'meehret, u nach eme Schuehli ist d's Chässeli volls g'si. Ds Mändeli hätti du Midlen g'nue" g'haben, un es isch 'mu hübschelich wah worde. Es nimmt dä Zädel u würft 'ne zum Pfääster usi. Bald ist der Tüfel verbi choo, hät vor em Hus das Bapirli z'fameg'läfen un ist froh g'si, daß er ekei Midle meeh hät b'brucht f'fürerz'schaffe.

Zum Milch zieh hät öpper e Chrotta under der Gäpfe g'habt.

Sinn-Spruch.

Retord und Ehren, Geld, Vergnügen aller Art und schöne Kleider, gutes Essen: Schale Freuden! Wo ist das Glück? Die Menschen jagen unermüßlich suchend hier und dorthin nach dem Glück — und bergen doch das wahre Glück der Gottesharmonie nur in sich selbst.

Roland Bürti.

Der Schweizer und der Reichsdeutsche.

(Ein Gespräch.)

... und der Schweizer, so verschieden ihn die einzelnen Kantone auch entwickelt haben mögen, trägt das Bewußtsein aller seiner verbündeten Landschaften an einer eigentümlich bereiten und fruchtbaren Stelle seines sonst nicht leicht durchdringlichen Gemüts.

R. W. RITTE.

Der Reichsdeutsche: „... Schweizer sind Sie? Na, eigentlich also: Deutscher Schweizer Staatszugehörigkeit, wie?“

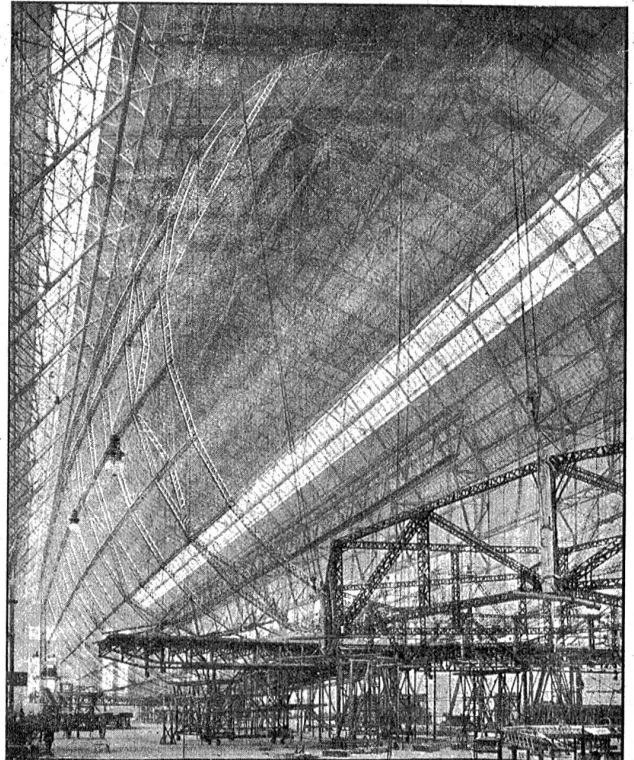
Der Schweizer (für sich murmelnd): „Eh du hähers Schnörewagner! (Laut) Nein, das stimmt nicht! Schweizer sind wir!“

Der Reichsdeutsche (ihm auf die Schulter klopfend): „Guter Mann, Sie verwechseln Staatsbewußtsein und Nationalbewußtsein.“

Der Schweizer: „Poß verfluecht abenang! Da git's nüt z'erwächsle! — Ich sage Ihnen nochmals: wir sind Schweizer, wir fühlen uns als Schweizer und nicht als Deutsche, wenn man schon im Ausland herum immer glaubt, die alemannischen Schweizer seien Deutsche. — Nüt für unguet, aber Ihr zum Beispiel, wie Ihr da so vor mir steht und spricht — Ihr seid mir eigentlich fremd...“

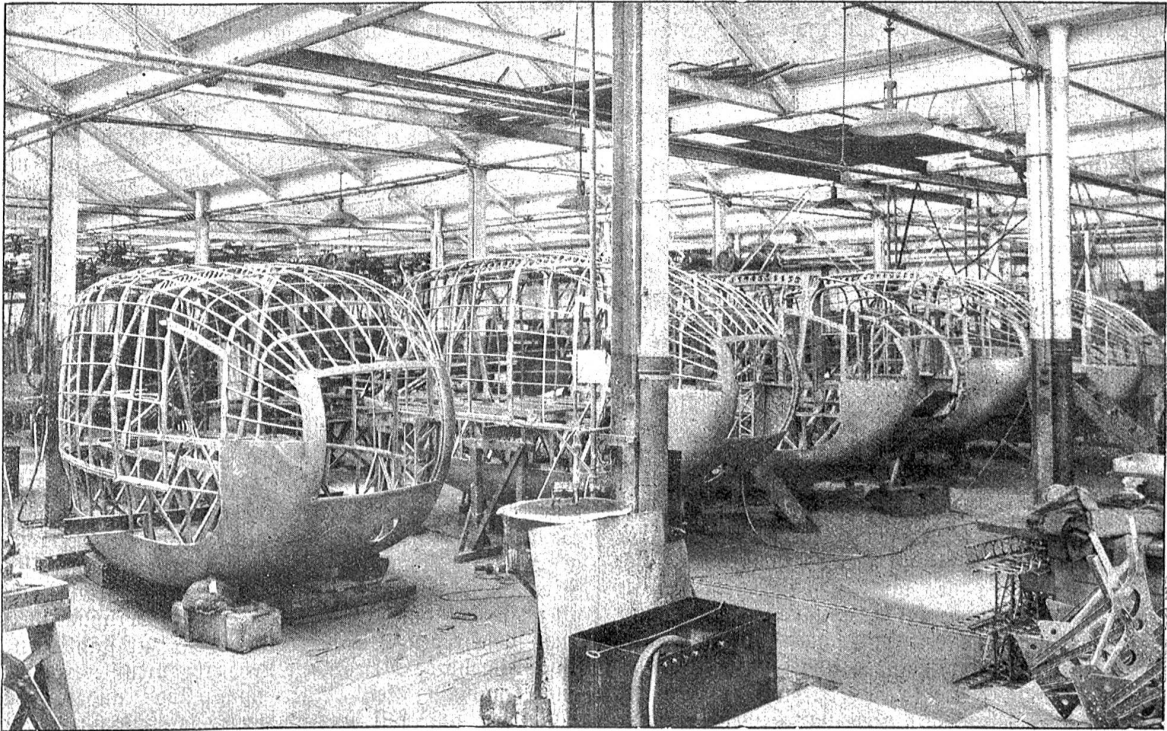
Der Reichsdeutsche: „Na ja! Aber doch wohl eigentlich weniger fremd als zum Beispiel einem französischen Schweizer gegenüber, wie?“

Der Schweizer: „Daß wir zwei da nun zufällig die selbe Sprache sprechen, das macht es noch lange nicht aus. Der Weltsche steht mir näher, lieber Herr, nicht allein, weil wir Eid-Genossen sind, auch sonst noch... Sehen Sie, die Landschaft und die jahrhundertalte demokratische Entwick-



Das größte Luftschiff der Welt,

der stolze Zeppelin L. Z. 127 geht gegenwärtig in der Werft in Friedrichshafen seiner Vollendung entgegen. Das Riesenschiff übertrifft den „Los Angeles“, der den Flug „Europa—Amerika“ vollführte, in jeder Beziehung. Dr. Eckener, der Leiter der Zeppelin-Werke, wird nach Vollendung des Luftschiffes damit eine Reise um die Welt vornehmen. Nachher wird es voraussichtlich an die spanisch-argentinische Luftverkehrsgesellschaft verpachtet werden, die beabsichtigt, im Herbst 1928 einen regelmäßigen Luftschiffverkehr zwischen Sevilla und Buenos Aires zu eröffnen. — Obenstehendes Bild zeigt das Schiffsgerippe im Bau. (Gliché „Schweizerfamilie“.)



In der Zeppelinwerft in Friedrichshafen

Die fünf Maschinengondeln des neuen Zeppelin im Bau. — Die Ausmaße des Luftriesen sind folgende: Das Luftschiff weist eine Länge von 235, einen Durchmesser von 30,5 und eine Höhe von 33,5 Metern auf. Der Nenninhalt des Tragkörpers beträgt 105 000 Kubikmeter. Der Querschnitt bildet ein regelmäßiges 28 Eck. Fünf Maybachmotoren von 530 PS. besorgen mit einer Gesamtkraft von 2,650 PS den Propellerantrieb. Bei voller Maschinenkraft geben sie dem Luftschiff eine Stundengeschwin-

digkeit von 128 Kilometern. Unter normalen atmosphärischen Verhältnissen hat der neue Zeppelin eine Hubkraft von 129 Tonnen. Die Besatzung beläuft sich auf 26 Mann. Den Fahrgästen stehen 10 Wohnkabinen mit je 2 Betten und ein Aufenthalts- und Speiseraum zur Verfügung. Die Walschräume, sowie die Kaberäume für Post und Fracht, sind im Innern des Luftschiffes. (Eriché „Schweizerfamilie“).

lung, das geht auch in das Blut, in den Charakter über. Darum ist der Welschschweizer auch nicht einfach ein Franzose und der Tessiner nicht einfach ein Italiener. Und darum fühlen auch wir alemannischen Schweizer Euch Norddeutschen, aber auch den Süddeutschen gegenüber, deutlich, daß wir halt eben anders sind.“

Der Reichsdeutsche: „Sie sagen „alemannische Schweizer“ statt „deutsche Schweizer“, aber es ist doch wohl das selbe.“

Der Schweizer: „Nein, es ist eben nicht das selbe. Leider haben das bei uns auch noch nicht alle gemerkt. Es ist ein großer, oft ein himmelweiter Unterschied zwischen einem Preußen und einem Bayern, und ein Schwabe ist auch wieder etwas Apartes. Man könnte auch fragen: Was anders hält euch denn schließlich zusammen als das Staatsbewußtsein?“

Der Reichsdeutsche: „Aber Mensch! Die Sprache, die gemeinsame Sprache!“

Der Schweizer: „Werter Herr, ich will jetzt bei den Schweizern bleiben und die Nord- und Süddeutschen aus dem Spiel lassen. Also sehen Sie: Trotz der gemeinsamen Schriftsprache sind wir alemannischen Schweizer so wenig Deutsche als die Holländer, die Dänen, die Schweden, die Norweger Deutsche sind. Hingegen sind die verwandten Züge des alemannischen Schweizlers mit diesen Völkern gewissermaßen intimer als jene mit den Deutschen. Eine Sage besagt denn übrigens auch, ein Teil der Ur- oder Inneren Schweizer sei in grauer Vorzeit aus Skandinavien eingewandert. In abgelegenen Gegenden der alemannischen Schweiz findet man aber auch typische Römerköpfe. — Und dann: Sie wollen doch auch nicht behaupten, daß jeder Slawe ein Russe sei. Der Pole ist kein Russe und der Ukrainer will auch kein Russe sein. Und ein Russe ist kein Tscheche. Nun gut: Man kann als Sammelnamen die Bezeichnung Germanen gebrau-

chen, wobei die Vielfalt der Arten und Typen um so weniger außeracht gelassen werden kann, als man sich dabei schon der offensichtlichen Unterschiede innerhalb der Grenzen Deutschlands wird erinnern müssen.“

Der Reichsdeutsche: „Schön, es mag sein, daß Ihr deutschen — entschuldigen Sie — Ihr alemannischen Schweizer mit Eurem etwas herben, verschlossenen und schwerfälligen Wesen eher den von Ihnen genannten nordischen Völkern ähnelt, obwohl, wie es heißt, eine gewisse Heiterkeit und Gemütlichkeit und eine peinliche Sauberkeit auch an die Holländer erinnern soll. Aber Menschenkind, es bleibt die Sprache, die gemeinsame Sprache! Eure Zeitungen werden deutsch gedruckt, Hochdeutsch ist die Schriftsprache und der Unterricht wird, so viel ich weiß, deutsch erteilt. Ihr sprecht Schwyzerdütsch; na, aber das ist ja nur ein Dialekt, der gegenüber der Schriftsprache in den Hintergrund treten muß.“

Der Schweizer: „Er tritt eben nicht so in den Hintergrund wie Sie glauben. Es sprechen ihn auch hohe und höchste Beamte, nicht nur zu Hause, auch in der Dienstzeit. Und es ist eben nicht „nur ein Dialekt“, dessen Eigentümlichkeit in einigen größeren oder kleineren Abweichungen vom sogenannten „Gutdeutsch“ besteht. Vielen klingt es überhaupt nicht deutsch. So hat sich der Deutsche Christian Morgenstern einmal notiert: Wie eigentümlich ähneln sich Schwyzerdütsch und Norwegisch! — Gehen Sie einmal nach Bern. „Schang schtang uf, d'Sunne schint scho“ oder „I cha ja gäng no cho“ wird Ihnen chinesisch tönen, aber wenn Sie sich die Mühe nehmen und recht hinhören, so werden Sie plastische Wörter und Wendungen vernehmen, die es im „Gutdeutschen“ nicht gibt, Sie werden eine Fülle von Ausdrucksmöglichkeiten entdecken, hinter der das Schriftdeutsch zurückbleibt und armselig wirkt. Und darum eben ist uns die Mundart, unsere eigene Sprache, lieb; nicht allein, weil sie eben heimatlich klingt, sondern weil sie uns einen Wort-

reichtum und Nuancierungsmöglichkeiten bietet, für die langwierige hochdeutsche Umschreibungen nur unvollständigen Ersatz leisten könnten. Ich würde ordentlich Zeit brauchen — und doch versteht man darunter etwas ganz bestimmtes — wenn ich Ihnen erklären wollte, was ein Chääri, e Chnorzi, e Sürmu, e Chnuuschi, e Pfluuschi, e Gschtabi, e Gritti, e Schlusi, e Tschali, e Gali, e Ggöl, e Löl, e Hoolisch, e Totsch, e Toggu ist. Und was düüssele, chüuschele, chüderle, täfele, münttschele, täuppele, tryschaagge, was prichte, tampe, waschle, lafere, prashauere, wäffele, chisile u zängle, was pänggle u preiche, was gugle u päägge, was gäggele u gfäterle, was lose, luege, gugge, güggele u glüffele bedeutet, das können Sie wahrscheinlich nicht mal erraten.“

Der Reichsdeutsche: „Dja, eine gewisse Urwüchsigkeit ist ja nicht abzupprechen. Aber gerade schön tönt es nicht.“

Der Schweizer: „In Ihren Ohren. Uns tönt das Reichsdeutsch, namentlich das nordische, auch nicht eben angenehm. Freilich gibt es bei uns Schulmeister, die uns weis machen wollen, so wie das Schriftdeutsch im nördlichen Deutschland gesprochen werde, sei es allein richtig. Sie bemühen sich, uns eine richtige Aussprache beizubringen, aber sie vergessen, daß dieses schneidig gesprochene Hochdeutsch mit seiner Bergewaltigung der lautlich festgelegten Vocale und Konsonanten eben so wenig Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben kann, wie das mit schwärzdeutschlicher Färbung gesprochene Schriftdeutsch. Aber halt, wir sind mit der Mundart noch nicht fertig, es ist da noch ein anderer Punkt. Die Mundart wird eben nicht nur gesprochen, sondern sie wird auch gedruckt.“

Der Reichsdeutsche: „Na ja, so Schwanz-, Scherz- und Gelegenheitsdichtung.“

Der Schweizer: „Eben gerade nicht. Oder nur in geringem Maße. Was in der Mundart Bestand haben will, muß wesentlich, muß ächt sein, durch und durch. Und so ist das, was wir in unserem kräftig gedeihenden Mundart-Schrifttum an Lyrik, an Erzählungen und Skizzen und in Romanform, an Lustspielen und ernstlichen Dramen haben, keine wässerige, sondern eine würzige, nahrhafte Kost, die nicht zuletzt auch moralische Kräfte weckt und erhält. Sie stammt von Leuten in Stadt und Land, die auch hochdeutsche Zeugnisse ihres Könnens abgelegt haben. Und daß, beiläufig gesagt, Schweizer Eigenart auch im hochdeutschen wie auch im welschen Schweizer Schrifttum deutlich in Erscheinung tritt, ist Ihnen vielleicht bekannt.“

Der Reichsdeutsche: „Nach all dem, was Sie vorgebracht haben, stehe ich nicht an, dem alemannischen Schweizer eine ausgeprägte Eigenart zuzusprechen. Nichtsdestoweniger werden Sie aber gewisse Beziehungen zu den andern germanischen Stämmen deutscher Sprache nicht leugnen wollen.“

Der Schweizer: „Zusammenhänge und gemeinsame Erb-güter zu leugnen, fällt niemandem ein. Aber sein Eigenstes läßt man sich nicht antastet. Jedes Volkstum hat seinen Garten; wenn es ihn mißachtet und vergißt, wenn es ihn überwuchern und versinken läßt, verliert es seine Seele, wird gefügiges, aber geringwertiges Menschenmaterial. Und wenn es seine Seele verloren hat, wird es, zumal, wenn es zahlenmäßig nicht besonders stark ist, Schritt für Schritt auch seine Heimat verlieren. — Wenn es auch Zäunchen und Abgrenzungen gibt im Schweizergarten, so wächst darum herum doch ein Lebhag, und was darin wächst, kann eben nur in dieser gemeinsamen Erde, in dieser frischen, freien Luft gedeihen.“

Der Reichsdeutsche: „Nicht übel gesagt. Dürfte auch in bezug auf Deutschland stimmen.“

Der Schweizer: „Der Zusammenschluß der verschiedenen deutschen Staaten zum Deutschen Reich war aus einer politischen Notwendigkeit heraus erfolgt. Man hat bei dieser Gelegenheit nicht veräußert, rasch etwas Dauerhaftes zu schmieden. „Deutsche sind wir alle“, so lautete die Parole. Erst in zweiter Linie Bayern, Franken, Schwaben usw. Man hat zur Zeit der eisernen Disziplin und Organisation des

militarisierten „Deutschland, Deutschland über alles“ vergessen oder nicht mehr geglaubt, daß man allen Schlagworten zum Trost zunächst Preuße ist und bleibt, daß man den Sachsen, den Bayern, den Schwaben, den Franken im Hohenzollern-Deutschen niemals ersicken kann. Man kann es nicht, aber der steinerne Polyp Berlin übt einen moralischen Druck auf jene ursprünglichsten Kräfte aus und hindert sie, ihr Wesen richtig und in unerfälschter Frische zu entfalten. Jetzt soll diesem Schlagwort auch der Oesterreicher zum Opfer fallen.“

Der Reichsdeutsche: „Na hören Sie mal, Sie möchten also am liebsten das Deutsche Reich auseinandersprengen. Großartig! Weil, wie Sie glauben, die verschiedenen Völker im Rahmen ihrer eigentlichen Wesen nicht völlig entfalten können? Glauben Sie denn nicht an die Möglichkeit einer gegenseitigen Ergänzung? Und wenn das Deutsche Reich auseinander soll, müßte man denn nicht viel eher die Schweiz in ihre Bestandteile auflösen?“

Der Schweizer: „Man könnte es meinen, nicht wahr? Aber es stimmt nicht. Der Bayer und der Preuße und der Schwabe, sie ergänzen sich nicht, sondern sie reiben sich gegenseitig. Was braucht der oft mehr als selbstbewußte Preuße für eine Ergänzung? Er will gar keine. Bei uns aber ist es anders. Unsere Schicksalsverbundenheit trägt nicht so sehr den Stempel des Willens zur stählernen Macht, als vielmehr des friedlichen Lebensbedürfnisses nach Freiheit und Unabhängigkeit. Aber noch etwas anderes hält uns zusammen und soll uns immer fester zusammenhalten: die gegenseitige Ergänzung des Germanischen und Romanischen. Das Germanische, das Alemannische sucht das Romanische, das Welsche, es sucht und verlangt die Ergänzung seines Wesens und hat es, mehr oder weniger bewußt, stets gefast. Lieber flechten wir ein welsches Wort in unsere Mundart ein, es ist schmiegsamer als das spröde Hochdeutsch. Umgekehrt hat das Romanische das Germanische nötig. Daß wir die Möglichkeit haben, im eigenen kleinen Lande europäisch denken und verstehen zu lernen, das ist allerdings bei uns selbst auch noch zu wenig erkannt und fruchtbar gemacht worden. Den Tessinern sollte man eine eigene Universität, die ihnen zum Nutzen des ganzen Landes zukommt, nicht länger vorenthalten, und in den Schulen und in der Presse müßte man mehr als bisher das Bewußtsein von der europäischen und menschlichen Bedeutung der Tatsache unserer Eidgenossenschaft und damit den Wunsch nach einem noch besseren gegenseitigen Verstehen in jedem einzelnen wecken.“

Der Reichsdeutsche: „Na also, laßt das Deutsche Reich vorderhand in Ruhe und baut Euren Miniatur-Völkerbund weiter aus.“

Der Schweizer: „Gewiß, gewiß, das wollen wir. Es wird um so leichter sein, als wir dem großen Völkerbund vor allem einen festen Ritt voraushaben — daß wir Schweizer sind, die weder von dieser noch von jener Seite über sich verfügen lassen.“ F. A. Wolmar.

Frage.

Vom Straßenlärm umbrandet, schleppt ein Weib
Sich an der Krücke fort, gebeugt den hagern Leib.
Tauscht einer auf und spricht ihr freundlich zu;
Ich steh' verwundert — bist es du?

Ein Knirps am Tor; sie ließen ihn allein,
Wer will dem Höckli Spielgenosse sein?
Nun hält er greinend sich die Augen zu.
Da streichelt eine Hand ihn — bist es du?

Ich grüße dich und bitt' um deine Gunst,
Daß du mich lehrest deine feine Kunst,
Ein Weh zu scheuchen im Vorübergehn,
Ein Herz zu trösten, wär's auch ungeschen.
— Sag', möchtest du? S. Thurow.